Ekkehard Sander

Common Culture und neues Generationenverhältnis

Die Medienerfahrungen jüngerer Jugendlicher und ihrer Eltern im empirischen Vergleich

München: Verlag Deutsches Jugendinstitut, 2001. – 296 S.

(zgl. Dresden: Universität, Diss.)

ISBN 3-87966-401-3

Das kommunikative Verhältnis zwischen Jugendlichen und ihren Eltern gestaltet sich komplexer als das zwischen früheren Generationen. Das zeichnete sich in Arbeiten am Deutschen Jugendinstitut e.V. in München seit Anfang der 90er Jahre in einer Langzeitstudie ab, in der 22 Mädchen und Jungen im Alter von 13 bis 18 Jahren sowie deren Eltern in den Jahren 1992, 1994 und 1997 unabhängig voneinander befragt wurden. Es ist das Verdienst von Ekkehard Sander, der diese Langzeitstudie mit Jürgen Barthelmes durchführte, ihre Ergebnisse publizierte (1997) und durch eine ausführliche Auswahlbibliographie zum Thema „Familie und Medien" auch mit ihm vorbereitet hatte (1990), mit seiner Dissertation die „Ablösung" der heranwachsenden Jugendlichen von ihren Eltern als ein kommunikations- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld neu zu erschließen. Sander untersucht, „ob die stark biografisch geprägten Medienerfahrungen der Eltern die Ablösung ihrer Kinder fördern oder behindern" (9).

Die Dissertation ist in eine Einleitung (9–16), drei Hauptteile, zum Forschungsstand (17–82), zur Methode (83–98) und der Darstellung der Ergebnisse (99–282), sowie eine Schlussbemerkung (283–288) gegliedert. Sander zeigt, dass Medien und ihre Inhalte, insbesondere Musik, Filme und Stars, zuletzt immer häufiger das Fernsehen, in der Familie Gegenstand einer komplexen Arbeit an kulturellen Differenzen und Übereinstimmungen geworden sind. Das empirische Material belegt „eine verblüffende Übereinstimmung einzelner kultureller Praxen und ihrer Bedeutung für die Adoleszenz" (285) bei den Eltern und ihren Kindern, die die Voraussetzung für eine „neue Qualität (…) der Verständigungs- und Handlungsmöglichkeiten in der Familie" (286) schafft.

Vor diesem Hintergrund wird vor allem ein medienpädagogisches Ergebnis präsentiert. Demnach liegt der „Schlüssel zum Verständnis und zur Analyse problematischen Verhaltens und von devianten jugendkulturellen Stilen" (287) in der Berücksichtigung jugendkultureller Kontexte, der Familie und insbesondere der Berücksichtigung der Medienbiografien, kulturellen Praxen und Interessen sowie einzelner Familienmitglieder. Denn anders als bei der Generation der Eltern wird das „Thema Jugendkultur in Filmen, Liedern, Zeitschriften und Bildern (Poster) (…) nicht mehr tabuisiert." (287) Sanders Arbeit schließt wohl auch daher mit medienpädagogischen Vorschlägen (288), deren Nutzen im Kontext der von ihm empirisch belegten weit gehenden Mediatisierung familiärer Kommunikation unbestritten sein dürfte.

Sanders Arbeit ist allerdings keine rein medienpädagogische und empirische, sondern vor allem eine theoretische Arbeit. Die Ergebnisse wären ohne eine Reflexion der Möglichkeiten und Grenzen konzeptueller Bezugsrahmen *und* einer empirischen Vergewisserung der tatsächlichen konkreten und lebensweltlichen Formen der Nutzung von Medien und ihren Inhalten sowie der Gespräche darüber in der Familie nicht möglich gewesen. Ihr Wert besteht daher auch in der Problematisierung der Erforschung der Familie als Kontext der Mediennutzung und kommunikativen Orientierung heranwachsender Jugendlicher und ihrer Eltern. Sander macht deutlich, dass bei ihrer Erforschung kaum an herkömmliche Konzepte der Jugendkultur- und Kommunikationsforschung angeschlossen werden kann, die das Gemeinsame und das Trennende in der Familienkommunikation über Medien nicht konzeptualisieren können. Er arbeitet daher mit dem Konzept der *common culture*, um das Gemeinsame auch jenseits von Konflikten begrifflich bewusst zu halten, das der Terminus *Jugendkultur* unterschlägt: den Sachverhalt, dass die Kultur der Kinder oder Jugendlichen weder eine reine „eigene" oder gar ausschließlich „oppositionelle" Kultur sei. Es basiert auf dem Kulturverständnis der Cultural Studies, die Kultur(en) als komplexe und konfliktäre Artikulationen darstellen, die durch ein permanentes und konfliktäres Aushandeln von Bedeutungen geprägt sind, das als Kampf beschrieben werden kann. Sander zeigt, dass genau dies für die Familie zutrifft, die somit auch über eine eigene Medienkultur verfügt, zu der die heranwachsenden Jugendlichen gehören – auch wenn sie sich in Prozessen

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2002-4-597 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ihrer Identitätsentwicklung andere „Kulturen" aneignen.

In diesem Zusammenhang stellt Sander die Frage, „ob in kulturellen Gemeinsamkeiten von Eltern und ihren heranwachsenden Kindern ein neues Generationsverhältnis zum Ausdruck kommt" (16). Zu ihrer Beantwortung führt er die Differenz „Generation" ein, wobei er sich an Mannheim und dessen Generationenkonzept orientiert, das er allerdings bei der Formulierung seiner Ergebnisse nicht systematisch wieder aufnimmt. Die Einführung der Differenz „Generation", die analytisch noch für einige Einsichten gut sein dürfte, wäre problematisch, wenn sie im Sinne einer „Generationentheorie" Ergebnisse vorwegnähme. Das trifft für diese Differenz ebenso zu wie für „Rasse", „Klasse" oder „Geschlecht", die in den Cultural Studies dafür kritisiert werden, dass sie empirische Erkenntnisse zuweilen eher „beschwören" als zu ihrem Verständnis beizutragen. Hier steht die Arbeit erst am Anfang – und das hätte deutlicher herausgestellt werden können. Allerdings ist dieses Problem für Arbeiten, die eine neue Komplexität aufzeigen und die über klassische Forschungsgrenzen hinaus Erkenntnisse von Zusammenhängen aufzeigen wollen, nicht ungewöhnlich. Daher ist die ausführliche Reflexion des Forschungsstandes (17-83) gerechtfertigt. Insbesondere die für seine Ergebnisse zentrale Ausführung zur Komplexität der Ablösung hätten aber mit der Diskussion über die Bezugstheorien (*common culture* und Generationenkonzept) oder darüber hinaus etwa mit Arbeiten zu Medien und Identität verbunden werden können (79–82).

Hier steht künftig aber sicherlich nicht nur Theoriearbeit ins Haus, die dann – wie Sander plausibel begründet – im Kontext qualitativer Forschung zu differenzieren und zu spezifizieren wäre. Vielmehr wird es etwa darum gehen, über den Umgang mit den angesprochenen Medien hinaus die zunehmende technologische Privatisierung und Personalisierung des Umgangs mit Medien in der *common culture* der Kinder und Jugendlichen zu berücksichtigen, also den Walkman, Computerspiele, das Internet, Chat und zuletzt vor allem das Handy und neue Services wie SMS. Es wäre zu wünschen, dass die Erforschung sowohl neu entstehender Gemeinsamkeiten wie auch Differenzen und Konflikte in der *common culture* von Kindern und Jugendlichen in der Tradition von Arbeiten wie dieser fortgesetzt werden, die explizit die Rolle der Familie und der Eltern berücksichtigen.

Carsten Winter

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2002-4-597 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY